



Leseprobe

Joshua Sobol

Der große Wind der Zeit Roman

»Hundert Jahre Geschichte fächert Joshua Sobol in seinem ambitionierten und ungeheuer lebendig erzählten Roman auf. Spielend leicht verschränkt er die Vergangenheit mit der Gegenwart.« *Sigrid Brinkmann / Deutschlandfunk Kultur*

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 26. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein humanistisches Meisterwerk, ein großer Roman über vier Generationen der Familie Ben-Chaim, eine umfassende Geschichte Israels: Libby, Offizierin der israelischen Armee und Verhörspezialistin, nimmt sich nach einer beunruhigenden Begegnung mit einem mutmaßlichen Terroristen Urlaub von der Armee und fährt zu ihrem Großvater Dave in den Kibbuz. Dort stößt sie auf das Tagebuch ihrer Urgroßmutter Eva und taucht fasziniert in ihre Welt ein. Eva war eine starke, lebenslustige Frau, die in den frühen dreißiger Jahren Kibbuz, Mann und Kind verließ und in Berlin als Tänzerin auftrat, bevor sie floh.



Autor

Joshua Sobol

Joshua Sobol, 1939 in Tel Mond geboren, lebte in einem Kibbuz und studierte u.a. in Paris Philosophie. Als einer der führenden israelischen Dramatiker lehrte er u. a. an der Universität in Tel Aviv. Weltweit bekannt wurde er mit den Theaterstücken »Weiningers Nacht« (1982) und »Ghetto« (1984), inzwischen hat er über 50 Stücke geschrieben und ist mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Bei Luchterhand erschienen die Romane »Schweigen« (2001) und »Whisky ist auch in Ordnung« (2005).

Joshua Sobol
Der große Wind der Zeit

Joshua Sobol

DER GROSSE WIND DER ZEIT

Roman

Aus dem Hebräischen
von Barbara Linner

Luchterhand

Grad in der Mitte unserer Lebensreise
Befand ich mich in einem dunklen Walde,
Weil ich den rechten Weg verloren hatte.

Dante Alighieri, *Die Göttliche Komödie*

DIE PERSONEN

Die Mitglieder der Familie Ben-Chaim:

Eva Ben-Chaim (= Chaimson) – Tänzerin und Choreographin, eine der Begründerinnen der »Deutschen Abteilung« im Palmach

Josef Scharabi – Evas Mann, Enkel der »Olei betamar«, der ersten jemenitischen Einwanderung (1882) nach Palästina, einer der Begründer der »Arabischen Abteilung« im Palmach

Dave (Uri) Ben-Chaim – Eva Chaimsons und Josef Scharabis Sohn

Dina – Daves Ehefrau

Maoz – Dave und Dina Ben-Chaims Sohn, Politiker mit Ambitionen auf das Amt des Ministerpräsidenten

Noga – Maoz' Ehefrau

Libby – Maoz und Noga Ben-Chaims Tochter, Verhörspezialistin für sicherheitsrelevante Häftlinge, Urenkelin von Eva und Josef

Gaby – Dave und Dina Ben-Chaims Sohn, Kybernetiker, Software-Ingenieur und Systemanalytiker

Dana – Gabys Ehefrau, Fernsehfotografin

Gal und Jonit – Gabys und Danas Kinder

Duvesch – Dave und Dina Ben-Chaims Sohn, Landwirt im Jordantal

Dorit – Duveschs Ehefrau

Karin – Duvesch und Dorit Ben-Chaims Tochter

Meirav – Dave und Dina Ben-Chaims Tochter, Evas Enkelin,

Maskenbildnerin, Nachtschwärmerin und Lebenskünstlerin

Die Personen, die im Leben der Familie Ben-Chaim auftreten:

Adib Mlihat – Palästinenser mit britischem Pass, Geschichtsdoktorand in England, spezialisiert auf Zionismusgeschichte

Sue – Thailänderin, die auf Duveschs Hof arbeitet

Ali – Arbeiter auf Duveschs Hof

Abir – Alis Frau

Osnat – Literaturdozentin, Geliebte von Maoz Ben-Chaim sowie von Elad u. a.

Chezi – Initiator und Gründer der Softwarefirma Rossman Algorithmics

Chorev – Chezis Sohn, Direktor der Firma Rossman Algorithmics

Mahmud – Beduine, eine Episode in Evas Leben

Rodion Spiridonovitsch Valensin – Evas Jugendliebe

»Das Lederjackett« – deutscher Dramaturg, eine Episode in Evas Leben

Herbert Ihering – Theaterkritiker, Freund des »Lederjacketts«

Johann Brückner – junger Architekt, Mitglied der NSDAP, eine Episode in Evas Leben

Guido Xanadu – Psychotherapeut und vorübergehender Liebhaber von Dorit, Duveschs Frau

Rashti – Bettler auf einem Skateboard

Saliman – Alis Vater

Kennedy – Landwirt im Jordantal, Duveschs ehemaliger Kommandeur und Freund

Ricky – Kennedys Ehefrau

Kristina – dänische Journalistin, Freundin von Dana

Naruz – ägyptischer Intellektueller, Kristinas Ehemann
Professor Alexander – weltweiter Experte der Quantentheorie,
Gaby Ben-Chaims Lehrer und Mentor
Mina – Professor Alexanders Frau, Expertin für eingelegte
Zunge und Kalbsfußsülze
Zungenfleisch – ketzerischer Orthodoxer, Angehöriger des
Gur-Chassidismus, eine Episode in Meirav Ben-Chaims
Leben

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----|
| 1. Entlassungsurlaub | 13 |
| 2. Ist dir egal, was mit deiner Tochter passiert? | 28 |
| 3. Das Tagebuch der Urgroßmutter | 38 |
| 4. Ein Feuerstuhl im Jordantal | 51 |
| 5. Laboratorien der Freiheit | 62 |
| 6. Frauen in den Augen von Frauen | 83 |
| 7. Die Honigleimfalle | 87 |
| 8. Jochai trifft ein | 100 |
| 9. Rodion Spiridonovitsch Valensin | 121 |
| 10. Dorit sucht Liebe und erhält eine Therapie | 127 |
| 11. An einem andren Ort zur selben Zeit | 133 |
| 12. Und jetzt das dritte Auge | 135 |
| 13. Der Bettler auf dem Skateboard | 140 |
| 14. Eva und Mahmud reiten durchs Land | 147 |
| 15. Seltsames Benehmen | 154 |
| 16. Was Salimans Vater zu Daves Vater sagte | 165 |
| 17. Eva bricht nach Deutschland auf | 187 |
| 18. Tauben zum Opferfest | 197 |
| 19. Schläge | 212 |
| 20. Abendessen mit Kristina und Naruz | 214 |
| 21. Begegnung mit dem »Lederjackett« | 228 |
| 22. Kriminelle Spiele und dunkle Pläne | 239 |
| 23. Der Alte und die Hammada | 248 |
| 24. Eine Versammlung von Bewunderinnen im Hof der Dichterin | 253 |
| 25. Was verbirgt sich hinter dem »Lederjackett«? | 261 |
| 26. Auf dem Weg zu den Vögeln | 270 |

| | | |
|-----|--|-----|
| 27. | Sues Liebeswunden | 278 |
| 28. | Ein Gespräch mit Vater | 282 |
| 29. | »... Und Gaby ist der Vagabund in mir« | 291 |
| 30. | Leichenschmaus mit Freunden | 302 |
| 31. | Ein Straßenkünstler auf dem Weg zur Macht | 319 |
| 32. | Der blaue Traum des Generalmajors | 337 |
| 33. | Eine schicksalshafte Entscheidung reift in Duveschs Herzen | 349 |
| 34. | »Wie ein welches Blatt vom Weinstock, wie eine unreife Frucht vom Feigenbaum« | 356 |
| 35. | Wo ist Vater? | 370 |
| 36. | Der Professor und die Puppen | 379 |
| 37. | Zwei Abschiede | 392 |
| 38. | Die Generalprobe | 401 |
| 39. | Das Start-up der Bettelei | 408 |
| 40. | Ich bin du, du bist ich | 422 |
| 41. | <i>Satyagraha</i> | 445 |
| 42. | Pascale | 450 |
| 43. | Die Einsamkeit des Motorradfahrers | 470 |
| 44. | Businesslunch im Nobelrestaurant | 475 |
| 45. | Duvesch und Dorit trennen sich | 487 |
| 46. | Unser Herz ist eins | 500 |
| 47. | Alles ist möglich, und alles ist unmöglich | 514 |
| | Anmerkungen der Übersetzerin | 523 |

1. ENTLASSUNGSURLAUB

»Alles ist möglich, und alles ist unmöglich. Und es liegt in unseren Händen und nicht in unseren Händen.« In Libbys Kopf hallten die Worte nach, die ihr der letzte Verdächtige, den sie verhörte, zugeflüstert hatte, während er ihr den winzigen zusammengerollten Zettel, auf dem seine Mail-Adresse stand, in die Haare steckte. Libby raste mit ihrem Motorrad auf der Straße nach Norden, und unablässig toste der Wind in ihren Ohren: Alles ist möglich, und alles ist unmöglich. Der Vorderreifen der schweren Maschine verschlang den schwarzen Asphalt. Der starke Motor dröhnte zwischen ihren Schenkeln. Sie beugte sich nach vorn, stemmte sich gegen den Wind. Näherte sich aufheulend den schnellen Autos, die vor ihr zu kriechen schienen, ging in Schräglage und fegte an den Blechkisten mit ihren abgeschirmten Insassen vorbei, ließ sie weit hinter sich zurückfallen. Sie lieferte sich ungeschützt und schrankenlos dem reinen Erleben aus, das auf sie eindrang, sie bestürmte, sich donnernd vor und hinter ihr brach. Gejagt.

Noch am Morgen hatte Assi, Oberstleutnant Assaf Morag, Chef der Verhörabteilung, sie zu überreden versucht, ihren Entlassungsurlaub um einige Tage zu verschieben.

»Heute Nacht ist ein megafetter Fisch eingetroffen«, so bezeichnete er den letzten fahndungsdienstlich Gesuchten, der ins Netz gegangen war, »ein weißer Hai, eine Bestie. Hättest du keine Lust, ihm den Bauch aufzuschlitzen und ihn für den Schabbat auszunehmen?«

»Jeder im Team wird diese Arbeit gerne machen«, hatte sie erwidert.

»Aber du erledigst in zwei Tagen, was andere in zwei Wochen nicht schaffen«, konstatierte Assi.

»Übertreib nicht«, sagte sie.

»Seit siebenundzwanzig Jahren mach ich jetzt den Job«, sinnierte Assi laut. »Seit der ersten Intifada. Ermittler und Ermittlerinnen habe ich hier schon einige erlebt. Keiner kam auch nur in die Nähe von deiner Verhörtechnik. Dutzende Male hab ich dich dabei beobachtet. Jedes Mal, wenn man dir einen dicken Fisch zur Behandlung reingebracht hat, bin ich fasziniert vor dem Monitor gesessen. Hab dir zugeschaut, wie du sie schuppst ...«

»Was hab ich mit ihnen gemacht?«

»Du ziehst ihnen die Schuppen ab, du bringst sie dazu, zu lachen, ernst zu werden, sich aufzuregen, feuchte Augen zu kriegen, zu würgen, zu heulen. Ja! Du bringst sie zum Weinen – die hartgesottensten Mörder, die ich liebend gern umgelegt hätte, bevor wir sie dummerweise lebend erwischt haben. Du berührst einen verborgenen Punkt in ihnen, den nur du mit deinen Laseraugen siehst, und die Hunde machen den Mund auf und spucken die ganze Scheiße aus, die sie im Bauch haben. Und das alles ohne jede Anstrengung. Du versuchst nicht, Empathie zu demonstrieren, du täuschst kein Mitleid, keine Teilnahme oder Verständnis für die Motive und Taten dieser Kerle vor. Ein Wort hier, ein Wort da, und der kälteste Fisch macht den Mund auf und redet. Blubbert von seinem Vater, von seiner Mutter, von den Brüdern und Schwestern und Freunden! Merkt gar nicht – oder erst recht –, wie er locker von seinen Freunden erzählt. Plaudert Namen aus. Einzelheiten. Redet mit dir über Bücher, die er geliebt hat und die sie nicht verstanden haben. Bis an mein Lebensende werde ich diese Giftnatter, diesen Mawasi Abu-l-Wadib, nicht vergessen. Wie du mit ihm in ein Symposium über Glauben und Nichtglauben gedriftet bist, und ich sitz vor dem Monitor und bin fast geplatzt! Hör mir

an, wie du über den Tod von Heiligen und über Märtyrertum redest. Wie du ihn davon überzeugst, dass er alles überwinden wird, wenn er diesen Ehrgeiz bewältigt, den Dämon besiegen wird, der ihn daran hindert, seine Schwäche zu überwinden und Freiheit zu erlangen – und ich frag mich, von was zum Teufel redet sie da? Und plötzlich faltet dieser Schuft die Hände, als ob er gleich beten oder flehen will, kriegt brennende, tränennasse Augen, sein Mund klappt auf, und der ganze Müll, der in ihm gärt, kommt in einem solchen Schwall raus, dass ich nur noch gebetet hab, jetzt bloß kein technischer Defekt in der Aufnahme, bevor er fertig ist. Noch nie hatte ich eine, die die Leute so zum Reden bringt wie du«, lamentierte er, »wie machst du das bloß?«

»Ich weiß es nicht«, bekannte sie. »Ich rede eben mit ihnen.«

»Das muss eine gewaltige Befriedigung für dich sein, wenn du sie knackst.«

Befriedigung?, fragte sie sich, während sie das Motorrad beschleunigte und mühelos an einem silbernen BMW vorbeizog. Leere, war die Antwort. Eine Leere, in die sie nun mit rasender Geschwindigkeit hineinjagte, während sie Gesichter hinter sich ließ, Gesichter über Gesichter von Häftlingen, die sie in den Jahren ihres Militärdienstes in den abgeschotteten Verhörräumen zum Reden gebracht hatte. Tausende von Menschen, die jetzt wie ein riesiges Feld, dicht an dicht, vor ihr standen, die Köpfe nach hinten geworfen, die Gesichter mit aufgerissenen Augen himmelwärts gewandt, die Münder offene schwarze Wunden, aus denen sich Ströme von Worten ergossen, rauchende, brennende, blutende Worte. Ein Tosen rachgie-riger Wut.

Bis sie auf den »Cousin« gestoßen war.

»Also, was meinst du, Libby«, hatte Assi seinen Vorschlag heute Morgen wiederholt, »kürz deinen Entlassungsurlaub um

eine Woche ab, bleib noch ein paar Tage bei uns, bring diesen Megahai zum Plaudern, der uns nach drei Jahren endlich ins Netz gegangen ist, und dann scheidest du mit dem Wissen aus, dass du wer weiß wie viele unschuldige Menschen vor dem Tod gerettet hast.«

Sie schwieg, und Assi schloss in seinem überzeugenden Ton: »Also, du bleibst!«

»Nein«, entgegnete sie knapp. »Ich verhöre nicht mehr, und ich bringe niemanden mehr zum Reden.«

Die Entschlossenheit in ihrer Stimme überraschte Assi. Er schaute sie an, wartete auf eine Erklärung, doch es kam keine.

»Was ist los?«, fragte er.

»Das muss ich mit mir selber klären.«

»Hat es was mit der Arbeit zu tun?«

»Hatte ich ein Leben außerhalb der Arbeit?«, gab sie zurück.

»Hat es was mit dem ›Cousin‹ zu tun?«

»Auch.« Obwohl ihr Herz zu explodieren drohte, schwieg sie wieder. Es war das erste Mal, dass Libby ihrem Vorgesetzten ihre Gedanken vorenthielt.

»Was genau hat er dir getan, der ›Cousin‹?«, fragte Assi verwundert. »Bei seinem Verhör ist doch nichts Besonderes rausgekommen?«

»Stimmt«, pflichtete sie ihm rasch bei, um zu kaschieren, was sie entdeckt hatte, »nichts Besonderes.«

Und sie sagte sich: Wenn du deine Gedanken verrätst, führt das zur Vernichtung des Plans des »Cousins«, vielleicht sogar zur Beseitigung des »Cousins« selbst. Denn sie kannte die Abwicklungen der Angelegenheiten sehr gut, die im Gefolge ihrer Arbeit als Verhörspezialistin schon etliche Male mit Liquidierungen auf diverse Arten geendet hatten.

Der »Cousin« war ihr letzter Verhörkandidat gewesen. Assi selbst hatte sie präpariert. Der »Cousin« sei ein besonders

schwieriger, heikler Fall, hatte er sie gleich eingangs gewarnt. Sie wollte wissen, was es mit dem Namen auf sich habe, und Assi hatte ihr erklärt, der Mann sei ein Cousin dieses zwölfjährigen Mädchens, das wie besessen am Eingang eines Einkaufszentrums herumgehüpft war, mit einer Stricknadel vor Zivilisten herumgefuchelt hatte und auf das ein zufällig anwesender Polizist der Grenzwaache das Magazin seiner Pistole entleert hatte. Der Cousin, Inhaber eines britischen Passes, sei von Coventry eingetroffen und sollte laut seiner Einreiseerklärung einen Tag nach dem Begräbnis seiner Cousine, das vor einer Woche stattgefunden hatte, nach England zurückfliegen. Der Mann, der von dem Moment an, in dem er in das Flugzeug nach Israel stieg, unter Beobachtung stand, habe aber seine Rückkehr nach England verschoben und sei, eine Riesendummheit, verhaftet worden, als er in Be'er-Scheva ein Auto zu mieten versuchte.

»Wieso Riesendummheit?«, erkundigte sich Libby, und Assi hatte erläutert, dass es viel leichter und effektiver gewesen wäre, sich in dem Moment seiner anzunehmen, in dem er den Wagen in einer der Autowerkstätten in der Westbank mit Sprengstoff gefüllt hätte, denn dann hätten sie mit einem Schlag das ganze Netzwerk aufgedeckt, mit dem dieser Intellektuelle verknüpft war.

»Intellektuelle?«, fragte sie nach.

»Student, Doktorand der Geschichte in Coventry«, präzierte Assi und betonte, da er Untertan der britischen Krone sei, wäre es opportun, seine Vernehmung so schnell wie möglich abzuschließen, und falls sich herausstellen sollte, dass er doch keine tickende Bombe war, ihn unverzüglich loszuwerden und per Express nach Moschee-City zurückzuschicken. Libby fragte, was dieser Ausdruck bedeuten solle.

»Zwölf Moscheen sind in Coventry in Betrieb«, erklärte Assi, »und soweit wir informiert sind, betet der Cousin regelmäßig in der Nazi-Moschee der Muslimbrüder im Adlernest.«

»Adlernest?«, echote Libby.

Assi grinste. »Nu, in der Eagle Street ...« Dann fuhr er fort: »Du gehst in einem langen grauen Kleid mit einem schwarzen Hidschab um den Kopf und einer Brille mit schwarzem Gestell in den Vernehmungsraum und nimmst, quasi als Lehrerin, in Hebroner Arabisch Kontakt mit ihm auf. Ausgangssituation: Ihr wartet beide auf Ungewisses. Du vermutest, dass ihr auf jemand wartet, der euch verhören soll. Du bist verhaftet worden, weil man dich verdächtigt, die Freundin des Lehrers des Mädchens mit der Stricknadel zu sein, aber du bist sicher, dass das Ganze ein Irrtum ist. Du kennst das Mädchen nicht und auch keinen Lehrer von ihr. Es ist anzunehmen, dass er anfängt, Informationen über seine Cousine zu liefern, und von da aus kannst du die Unterhaltung auf das Thema Rache bringen.«

Der »Cousin« war ein stämmiger junger Mann mit bräunlichem Teint, sanftem Gesichtsausdruck und heiter-traurigen Augen. Als sie die »Beichtzelle« betrat, um ihn zu knacken, saß er dort schon seit Stunden und wartete auf sein Verhör, auf Ungewisses, war also »auf kleiner Flamme geschmort und weichgekocht von Befürchtungen und Ängsten«, wie Assi seine Methode formulierte. Als der »Cousin« sie erblickte, blitzte ein mutwilliger Funke in seinen Augen auf, und bevor sie auch nur ein Wort sagen konnte, eröffnete er ihr in fließendem Englisch mit perfekt britischem Akzent, soweit es ihn angehe, könne sie die Verkleidung gerne weiter tragen, wenn es ihr ein angenehmes Gefühl vermittle, sich als strenggläubige muslimische Araberin auszugeben.

»Und soweit es mich angeht«, erwiderte sie ihm in Hocharabisch, »können auch Sie die Verstellung beibehalten, wenn es Ihnen ein angenehmes Gefühl gibt, Ihre unglückliche Muttersprache im Stich zu lassen und in einer Sprache zu reden, die nie die Ihre sein wird.«

»Zum Teufel mit Ihnen!«, rief er in Arabisch aus, doch er beherrschte seine Gefühle sofort wieder und wechselte in sein majestätisches British: »Wie können Sie es wagen, meine Muttersprache unglücklich zu nennen?!«

»Warum sprechen Sie sie nicht, schämen Sie sich ihrer?«

»Ich schäme mich nicht der arabischen Sprache, ich schäme mich vor mir selbst dafür, dass ich sie nicht beherrsche.«

»Das tut mir leid, und ich bitte um Verzeihung, sollte ich einen wunden Punkt berührt haben«, sagte sie.

»Einen äußerst wunden Punkt«, schnaufte er und schluckte hart. »Ich bitte Sie darum, nicht Arabisch mit mir zu sprechen.«

»Warum? Verletze ich eure heilige Sprache?«

»Weil Ihr Arabisch besser ist als meines.«

»Ich hatte wirklich nicht die Absicht, Ihnen wehzutun«, versicherte sie mit ihrer warmen Stimme. »Sprechen wir also Englisch, obwohl Ihr Englisch besser ist als meines.«

»Na gut«, lächelte er, »Sie sind nicht in England aufgewachsen.«

»Und Sie?«

»Seit ich zehn bin«, sagte er.

»Ihre Familie ging nach England?«

»Nein. Meine Familie ist in Palästina geblieben. Als ich zehn war, hat die Hilfsorganisation für palästinensische Flüchtlinge drei Kinder ausgewählt, die sie auf ihre Kosten in England zur Schule schickte.«

»Und Sie sind geblieben und leben dort?«

»Einstweilen. Wenn ich meine Doktorarbeit abgeschlossen habe, kehre ich zu meinem Volk zurück.« Und nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: »Und zu meinem Land.«

»Was von beiden ist Ihnen wichtiger?«, fragte sie beinahe flüsternd. Er lächelte bedrückt und antwortete: »Wir müssen das, was ihr uns von dem Land und dem Volk übrig gelassen habt, neu aufbauen.«

»Und wie wollen Sie das Volk aufbauen?«, fragte sie. »Mit einem Krieg nach dem anderen?«

»Als ich im Fernsehen meine Cousine sah, ein zwölfjähriges Mädchen, das verletzt und hilflos auf dem Bürgersteig lag, und euren Soldaten mit gezogener Pistole und die Leute, die schrien: Verpass ihr einen Kopfschuss!, und wie er auf sie geschossen und geschossen hat, drei Kugeln aus nächster Nähe auf sie abfeuerte, da war ich voller Rachgier. Aber als ich zu meiner Schwester nach Hause kam und immer mehr Leute traf, die wie ich vom Durst nach Rache durchdrungen waren, und eure von Kopf bis Fuß bewaffneten Soldaten ringsherum sah, erfüllt von der gleichen Mordlust, die den Soldaten dazu gebracht hat, in den Kopf eines zwölfjährigen Mädchens zu schießen, das verletzt auf dem Bürgersteig lag, habe ich zwei Völker gesehen, die zu irrsinnigen, grausamen, niederträchtigen Bestien geworden sind. Ihr habt hier ein Volk großgezogen, das sich erlaubt, zu zerfleischen, zu morden, zu rauben, zu stehlen und zu lügen, jede Schandtats zu begehen und diese Abscheulichkeiten als Heldentaten zu verklären, wie ihr diese Verbrechen nennt, in denen ihr Tag für Tag tiefer versinkt, berauscht von eurer Macht, bis ihr eines Tages eine Überdosis schluckt und in dieser blutigen Kloake untergehen werdet.«

»Ich dachte, Sie schreiben eine Doktorarbeit in Geschichte, nicht in Demagogie«, erwiderte sie. »Demagogen habt ihr im Überfluss, ernsthafte Historiker allerdings fehlen euch. Schade.«

»Ich versuche, die Wurzeln des Zionismus und sein Erfolgsgeheimnis zu begreifen«, entgegnete er, »und ein Satz in Judah Halevis großem religionsphilosophischem Werk *Kuzari* hat mich völlig umgeworfen.«

»Welcher Satz?«, fragte sie.

»Jerusalem wird erbaut werden, wenn die Kinder Israels

sich so sehr nach diesem heiß ersehnten Ziel verzehren, dass sich seine Steine und sein Staub erbarmen.«

»Das ist nur eine der Wurzeln des Zionismus«, meinte sie, »und nicht die tiefste.«

»Ich würde mich freuen, diesen Dialog zu eröffnen und zur tiefsten Wurzel vorzudringen«, lächelte er.

»Was ist das genaue Thema Ihrer Dissertation?«

»Die Politik der Jewish Agency und der Zionistischen Gewerkschaft in den Jahren 1929–1945.«

»Was hat Sie an diesem seltsamen Thema angezogen?«, erkundigte sich Libby.

»Wenn Sie die revisionistische Presse und die Memoranden lesen, die in jenen Jahren von Vertretern der Jewish Agency und der Zionistischen Gewerkschaft verfasst wurden, werden Sie vielleicht von selbst etwas verstehen, was zu erklären viele Stunden bräuchte. Vielleicht auch Tage. Oder Jahre.«

»Wo finde ich diese Quellen?«

»Es gibt sie im Getzel-Kressel-Archiv in Oxford, in den Archiven der Außenministerien in Frankreich, Deutschland und England, und es gibt ein wichtiges Memorandum von Dr. Paul März und noch ein paar hochinteressante Schriften aus den Jahren 1941–1945 im Zionistischen Archiv in Jerusalem«, erklärte er.

»Ich nehme an, Sie haben diese Memoranden nicht in Be'er-Scheva gesucht«, schlug Libby den Bogen.

»Ich wollte dort ein Auto mieten.«

»Das hängt aber nicht mit diesen Dokumenten zusammen.«

»Und ob das zusammenhängt.« Er lächelte.

»Machen Sie sich lustig über mich?«

»Sie sind kein Mensch, über den man sich lustig macht.«

»Ich höre«, sagte sie.

»Ich wollte zu dem Ort fahren, von dem Ihr Großvater meine Großmutter 1949 vertrieben hat.«

»Was wissen Sie von meinem Großvater?«

»Was wissen Sie von meiner Großmutter?«, antwortete er mit einer Gegenfrage.

»Ehrlich gesagt, nichts.«

»Was wollen Sie über sie wissen?«

Libby betrachtete ihn und ließ sich Zeit mit der Antwort. Eine tiefe Neugier regte sich in ihr. Was veranlasste ihn, ausgerechnet von seiner Großmutter zu sprechen und nicht von seinem Vater und seiner Mutter, die er überhaupt nicht erwähnte?

Er blickte sie mit seinen heiter melancholischen Augen an. Ein leichtes Lächeln schwebte in seinen Mundwinkeln.

»Was wollen Sie über sie wissen?«, wiederholte er.

»Eine Menge«, antwortete sie schließlich.

»Das wird aber lange dauern. Tage. Wochen.« Er lachte. »Vielleicht beginnen wir damit, dass Sie mir von Ihrem Großvater erzählen?«

»Was wollen Sie über ihn wissen?«

»Lebt er noch?«

»Und wie. Und ich bin mir keineswegs sicher, dass er Ihre Großmutter vertrieben hat.«

»Ich spreche metaphorisch.«

»Ich nicht«, stellte Libby klar. »Aber wenn Sie mir den Namen Ihres Stammes und Ihrer Sippe sagen, könnte ich das mit ihm klären.«

»In seinem Alter ist das Gedächtnis nicht mehr so scharf. Da hat sich wahrscheinlich schon ein Sammelsurium von Geschichten aufgebaut und ...«

»Sein Gedächtnis ist scharf wie ein Rasiermesser«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Von welchem Stamm ist Ihre Großmutter?«

»Vom Stamm der Fridschat, aus der Sippe der Mlihat. Von welchem Stamm ist Ihr Großvater?«

»Vom Stamm des Palmach, Sippe Negeveinheit.«

»Wie heißen Sie?«, fragte er unvermittelt.

»Libby. Und Sie?«

»Das wissen Sie doch«, erwiderte er ihr. »Sie haben meine Akte gelesen, bevor Sie hereinkamen.«

»Ich möchte es aus Ihrem Mund hören«, sagte sie provozierend.

»Adib.« Er betonte das b mit Nachdruck, um keinen Zweifel an der arabischen Aussprache aufkommen zu lassen. »Und Ihr Großvater hat meine Großmutter sehr wohl vertrieben. Ihr habt uns zwischen 1949 und 1951 nach Jordanien verjagt.«

»Was heißt hier ›ihr‹ und ›uns‹? Weder ich noch Sie, Adib, waren zu der Zeit auf der Welt.«

»Ich beschuldige Sie nicht persönlich, Libby.«

»Das können Sie ruhig, Adib, wenn es Ihnen das Leben leichter macht. Aber Tatsache ist, dass ich niemanden vertrieben habe und Sie nicht vertrieben worden sind.«

»Persönlich können Sie die Verantwortung für unser Unglück von sich abschütteln, Libby. Das macht Ihnen Ihr Leben sicher leichter. Aber Sie sind Teil des Staates, der dieses Unglück verursacht hat und die Verantwortung von sich weist.«

»Und wenn wir die Verantwortung übernehmen wollten, wozu verpflichtet uns das?«

»Den Schaden, den ihr verursacht habt, zu beheben. Für Land und Besitz zu entschädigen, die ihr jeder Familie geraubt habt. Für jedes Haus, das ihr zerstört habt. Ich bin sicher, das Wort ›Reparationen‹ sagt Ihnen etwas.«

»Wissen Sie, wo genau Ihre Familie gelebt hat?«

»Sie saßen in Tel Chalif, heute – Kibbuz Lahav.«

»Sie wollten einen Wagen mieten, um zum Kibbuz Lahav zu fahren?«, kehrte Libby zum Thema zurück.

»Auch«, nickte er.

Er gibt freiwillig Informationen preis, ging ihr durch den Kopf. Tut er das, um mich von der Hauptsache abzulenken? Doch bevor sie die nächste Frage stellen konnte, überraschte er sie mit einer sanften Bitte: »Seien Sie so gut, Libby, nehmen Sie bitte den Hidschab ab.«

Ohne ein Wort darauf zu erwidern, streckte sie die Hand aus und entfernte beiläufig das Tuch, das ihr Gesicht umschloss. Dann löste sie ihren Haarknoten, schüttelte ihre Haare aus, und die kastanienbraune Flut verteilte sich um ihren Kopf.

»Noch etwas?«, fragte sie trocken.

»Es gibt eine Grenze«, lachte er. »Ich werde Sie nicht bit-
ten, dieses Gewand auszuziehen.«

»Was wollten Sie denn in Lahav?« Sie übergang die Wen-
dung, die er dem Gespräch zu geben versuchte.

»Oh! Nichts weiter, nur mit eigenen Augen sehen ...«

»Was sehen?«, hakte sie nach.

»Das verrate ich nicht, bevor ich meine Doktorarbeit eingereicht habe«, erwiderte er, »damit man meine These nicht zu Fall bringt, bevor sie die Chance hat, Menschen zu einer Po-
sitionsänderung zu bewegen.«

»Wer sollte Ihre These zu Fall bringen wollen?«

»Gehen Sie in Ihrer Geschichte in die fünfziger Jahre zu-
rück, sprechen Sie mit Ihrem Großvater, hören Sie aus seinem
Mund, wie schwer es für seine Generation war, die Rachege-
fühle zu überwinden, übertragen Sie das auf uns, und vielleicht
verstehen Sie dann die Größe der Aufgabe, die ich mir aufladen
will«, erklärte er.

»Womit kann ich Ihnen helfen?«

»Helfen Sie mir bitte, so schnell wie möglich an meinen
Schreibtisch und zu meiner Bibliothek in Coventry zurück-
zukommen«, bat er.

»Ich werde mein Bestes tun«, versprach sie.

»Der Hidschab!«, sagte er plötzlich zu ihr. »Erlauben Sie mir, Ihnen behilflich zu sein, ihn wieder anzubringen.«

»Aber bitte!« Sie lachte. »Wenn Ihnen das so wichtig ist ...«

»Sehr sogar«, erwiderte er ernsthaft.

Als sie den Kopf senkte, um ihre Haare zusammenzufassen, und er den Hidschab darüber drapierte, spürte sie, wie seine Finger ein Papierkügelchen in ihr Haar schoben, während seine Lippen fast tonlos flüsterten: »Alles ist möglich, und alles ist unmöglich. Es liegt in unseren Händen und nicht in unseren Händen.«

Sie wechselten einen schnellen Blick, und dann ging Libby hinaus, ließ ihn allein zurück.

Draußen kam ihr Assi fröhlich entgegen.

»Das war ausgezeichnete Arbeit«, lobte er sie. »Du hast ihn in null Komma nichts zum Reden gebracht, wir waren ganz fasziniert von eurer Unterhaltung. Und du hast uns vor einer überflüssigen Verwicklung bewahrt.«

»Was für eine Verwicklung?«

»Einen Moment bevor wir ihn festgenommen haben, hätten wir ihn fast liquidiert, aber anstatt zu fliehen, hat der Knabe mit einem britischen Pass gewedelt, und das hat ihn gerettet. Es sind schon offizielle Anfragen von der britischen Botschaft und der UN eingetroffen. Jetzt haben wir uns, dank dir, davon überzeugen können, dass er ein harmloser Intellektueller ist. Ein ungefährlicher Schöngeist. Wir werden ihn heute noch in einen Flieger nach London setzen und Gott danken, dass wir ihn los sind.«

»Dann bin ich froh, dass ich geholfen habe, den Staat vor einer dummen Panne zu bewahren«, sagte Libby.

»Ich hab echt niemand wie dich! Warum willst du dich nicht bei uns verpflichten?«, versuchte Assi, sie festzuhalten.

»Materialermüdung«, erwiderte sie und sah ihm mit un-

schuldigem Blick direkt in die Augen, während das Papierkügelchen in ihren Haaren unter dem Kopftuch brannte.

»Denk noch mal drüber nach, bevor du dich entscheidest«, drängte er sie.

»Mach ich«, versprach sie.

Als sie sich in ihrem Zimmer umzog, warf sie einen kurzen Blick auf das Papierkügelchen, das sie aus ihrem Haardickicht gezupft hatte, und sagte sich: Solange du nicht weißt, was auf dem Zettel steht, ist das ein bedeutungsloses Stück Papier. Über ein bedeutungsloses Stück Papier musst du keinem Menschen Bericht erstatten. Doch dann überfiel sie ein unwiderstehlicher Drang, und sie spähte hinein. Eine E-Mail-Adresse.

Als sie in der Magazinstelle ihre Ausrüstung zurückgegeben hatte und gerade auf ihr Motorrad steigen wollte, klingelte ihr Mobiltelefon. Ihre Mutter beglückwünschte sie: »Gott sei Dank, dass du den ganzen Militärdienst endlich hinter dir hast, und ohne einen Kratzer.« Dann erwähnte sie noch, dass ein Motorrad ein gefährliches Gerät sei, sie solle vorsichtig und nicht zu schnell fahren auf dem Heimweg.

»Ich fahre in den Kibbuz, um mit Großvater zu reden«, teilte ihr Libby trocken mit.

»Was?!«, drang ein entsetzter Aufschrei aus dem Telefon. »Komm erst mal nach Hause! Hier warten alle auf dich, Jochai kommt auch«, versuchte ihre Mutter, sie zu ködern.

»Ich muss mit Großvater reden.«

»Großvater läuft dir nicht davon, du kannst am Sonntag mit ihm reden.«

»Nein«, sagte Libby entschieden. »Ich fahre zu Großvater.«

»Was ist los?«, fragte ihre Mutter erschrocken.

»Gar nichts«, blockte sie ab. »Ich muss ihn sehen.«

»Na gut«, räumte ihre Mutter nach kurzem Schweigen ein, »aber am Abend bist du zu Hause.«

»Kann sein«, meinte Libby abschließend, schaltete das Telefon aus und entdeckte Assi, der dastand und auf das Ende des Gesprächs gewartet hatte.

»Auf ein Wort?«, fragte er.

»Auch zwei«, erwiderte Libby.

»Ist es endgültig?«

»Endgültig«, sagte sie.

»Ich bin nicht bereit, auf dich zu verzichten, ohne dass du mir erklärst, was los ist.«

»Ich bin ausgelaugt.«

»Etwas genauer«, beharrte er.

»Ich habe 968 Terroristen und Verdächtige verhört und zum Reden gebracht. Gefangennahme. Verhör. Haft. Hauszerstörung. Vergeltungsanschlag. Untersuchungshaft. Verhör. Prozess. Hauszerstörung. Vergeltungsanschlag. Verhaftung. Hauszerstörung. Anschlag. Haft. Verhör. Hauszerstörung ... 968-mal. Anschlag. Verhaftung. Verhör. Prozess. Hauszerstörung. Vergeltungsanschlag. Haft. Verhör. Prozess. Hauszerstörung. Du kennst doch das Lämmchenlied aus der Pessach Hag-gada? Immer das gleiche Lied, ewig ein Ende mit Schrecken?«

»Hab's kapiert«, seufzte Assi müde.

»Mir reicht's!«, stellte Libby fest. Sie startete das Motorrad und fuhr los.

2. IST DIR EGAL, WAS MIT DEINER TOCHTER PASSIERT?

»Maoz, Maoz!«

Der kalte Stahl des Panzerturms schlägt gegen seine linke Schulter, als sie den steilen Abhang hinunterrumpeln.

»Halt!«, schreit er den Fahrer des Panzers an. »Du fährst in den Tunnel rein!«

»Maoz, Maoz!« Wieder knallt seine linke Schulter an den Panzerstahl.

»Halt!«, brüllt er, doch der Fahrer des Panzers reagiert nicht, sondern schlittert mit wachsender Geschwindigkeit in den finsternen Tunnel hinein.

»Maoz, Maoz!«

»Was?!« Maoz riss entsetzt die Augen auf und sah eine weiße Hand an seiner Schulter rütteln. Es dauerte eine Sekunde, bis er registrierte, dass es eine weibliche Hand war. Er ließ seinen Blick den Arm emporwandern, der zu der Hand gehörte, und sah das Gesicht einer Frau. Eine weitere Sekunde – und er erkannte das Gesicht, die Augen, die ihn besorgt betrachteten.

»Noga?« Er gähnte. »Was ist los?«

»Du bist wieder vor dem Fernseher eingeschlafen.«

»Warum hast du mich denn die ganze Nacht hier schlafen lassen?«, wunderte er sich, während er auf die Uhr spähte.

»Wieso die ganze Nacht?«

»Es ist schon sechs Uhr früh!« Er riss den Mund zu einem breiten Gähnen auf. »Hast du die Zeitung reingeholt? Ich habe ein Telefoninterview gegeben ...«

»Jetzt ist es sechs Uhr abends«, schalt sie und dann, anklagend: »Und sie ist immer noch nicht gekommen.«

»Wer soll kommen?«, sagte er abwesend.

»Deine Tochter«, warf sie ihm vor. »Hast du vergessen, dass Libby heute ihren Entlassungsurlaub angetreten hat?«

»Ah! Stimmt.« Er gähnte wieder. »Sie wird bestimmt bald kommen. Ich war mir sicher, dass jetzt schon morgen ist.«

»Geh dir das Gesicht waschen, und werd wach«, schimpfte sie angewidert.

»Ich bin doch wach. Ich hatte einen beschissenen Tag. Sigal hat die Korrekturen für den Gesetzesvorschlag nicht vorbereitet, den ich dem Ausschuss präsentieren sollte ...«

»Ich hoffe, es ist ihr unterwegs nichts zugestoßen«, unterbrach sie sein müdes Gemurmel.

»Sie war einfach zu faul, diese miese Schlampe. Kommt in die Arbeit ...«

»Ich rede von Libby«, unterbrach sie ihn, »nicht von deiner tranigen Sekretärin. Ich hoffe bloß, ihr ist kein Unfall mit dem Motorrad passiert.«

»Woher denn«, wiegelte er ihre Besorgnis ab. »Die Entlassung braucht Zeit. Bis man sich die Ausrüstung hat abzeichnen lassen ...«

»Sie ist in der Früh entlassen worden. Schlaf nicht wieder ein!«, befahl sie.

»Ich schlaf nicht ein.«

»Du schläfst mitten im Satz ein.«

»Ich bin grausam wach«, protestierte er. »Was willst du denn?«

»Dass du nachschauen fährst, was mit ihr los ist.«

»Woher soll ich wissen, wo sie jetzt ist?«

»Sie ist bei deinem Vater.«

»Wie, bei meinem Vater?«

»Deine Tochter! Hörst du nicht, was ich zu dir sage, oder kapiertest du's nicht?«

»Hab's gehört! Sie ist bei meinem Vater. Und?«

»Das kommt dir normal vor?«

»Wie, normal?«

»Das scheint dir in Ordnung?«

»Was ist da nicht in Ordnung? Was ...«

»Sie geht in Entlassungsurlaub. Anstatt direkt nach Hause zu kommen, fährt sie zu deinem Vater.«

»Sie hatte immer eine gute Beziehung mit ihm. Seit sie ein Baby war.« Er blickte aus dem Fenster und sagte: »Da, dort geht er.«

»Wer?« Sie schrak zusammen. »Dein Vater?«

»Dieser junge Verrückte, der immer so wahnsinnig laut schreit.« Maoz kniff die Augen zusammen und sagte dann verwundert: »Er hat weiße Kopfhörer auf den Ohren. Er hört anscheinend Musik, und gleichzeitig schreit er. Das schaut nach Kampfschock aus. Es wird uns Jahre kosten, dieses Volk zu heilen. Wenn ich einmal Sicherheitsminister bin ...«

»Ich rede mit dir über deine Tochter, und du flüchtest dich zum Volk.«

»Mit Libby ist alles in Ordnung«, stellte er ruhig fest.

»Maoz!«, rief sie ihn zur Ordnung. »Ich bitte dich, steh jetzt auf und fahr zu deinem Vater!«

Er lehnte sich auf: »Was heißt hier, fahr zu deinem Vater?! Das sind anderthalb Stunden Fahrt, wenn nicht zwei, in den Staus um sechs Uhr abends. Und morgen wartet ein Tag auf mich, der ...«

»Ich habe das Gefühl, dass ihr etwas passiert ist.«

»Dann ruf an, wenn du dir solche Sorgen machst.« Er machte eine Handbewegung, als verscheuche er eine lästige Fliege.

»Ich habe bei ihm daheim angerufen, ich habe ihr Mobiltelefon angerufen, niemand antwortet.«

»Weißt du nicht, wie die jungen Leute von heute sind? Sie filtern! Sie sieht, dass es du bist – und antwortet nicht.«

»Und das findest du in Ordnung?«

»Sie weiß von vornherein, was du zu ihr sagen wirst.«

»Rechtfertige sie nur, und beschuldige mich«, warf sie ihm vor.

»Ich beschuldige gar niemanden«, seufzte er, während er seinen müden Kopf in die Hand stützte. »Ich beschreibe schlicht eine Situation.«

»Drück dich nur, drück dich«, griff sie ihn an. »Du willst da bloß nicht hinfahren, weil du nicht den Mut hast, deinen Vater zu konfrontieren.«

»Oh, fangen wir jetzt mit der Psychologie an«, stöhnte er.

»Nein«, erwiderte sie. »Das ist keine Psychologie. Du hast nicht den Mut, dich mit ihm über die einfachste und selbstverständlichste Sache der Welt auseinanderzusetzen.«

»Gleich kommen die Nachrichten«, unterbrach er sie. »Wo ist die Fernbedienung?«

»Siehst du, wie du flüchtest? Du kannst es nicht mal hören.«

»Ich höre, höre, höre!« Er spie die Wörter aus. Lass sie reden, sagte er sich. Soll sie sagen, was sie will. Bloß nicht einmischen, nicht reagieren. Lass sie reden, bis ihr die Energie ausgeht.

Aber Noga redete nicht. Es hat keinen Sinn, mit ihm zu reden, denn er hört sowieso nicht zu, dachte sie. Er konnte ihre Gedanken jedoch förmlich hören, einen Schwall von Worten, der sich aus den Bruchstücken der ihm wohlvertrauten Ausbrüche zusammensetzte, wenn sie die in sich aufgestaute Wut nicht mehr eindämmen konnte.

Du musst mit deinem Vater über das Testament sprechen – er kannte die Litanei nur zu gut. Schau dir an, wie dieser Wilde mit bald neunzig noch auf seine Motorradtouren

geht. Kein Moped, mit dem ein Sturz in seinem Alter auch schon mit zerschmetterten Knochen enden konnte, sondern ein Ungeheuer, vor dem einen Gott bewahre. Eine Harley-Davidson aus den vierziger Jahren, aus dem Zweiten Weltkrieg. Was denkt er sich dabei, dein Vater, wenn er zu diesen aberwitzigen Touren aufbricht, wenn er mit seiner Höllenmaschine auf den abseitigsten Wegen im Süden des Landes herumdonnert, auf den Straßen im Jordantal zwischen den Dörfern der Palästinenser, auf irgendwelchen unwegsamen Routen, über die sich nicht einmal die Banden der Hell Angels, die auf den verlassenen Straßen in den endlosen Weiten Amerikas wild herumjagen, trauen würden, und er tut, als würden die Gefahren vor ihm die Flucht ergreifen, wenn sie nur von weitem sein Motorrad hören. Und unter uns, wer weiß, ob er nicht jedes Mal, wenn er auf solche Touren geht – ob dieser Kerl ohne Alter nicht sein Motorrad am Haus von irgendeiner unbekanntem Geliebten parkt und wir eines Tages noch entdecken, dass er ihr seinen ganzen Besitz vermacht hat, dieser neue Kibbuznik-millionär, und du und deine Geschwister, die ihr sehnstüchtig darauf wartet, auch wenn ihr nie darüber redet, seine gesamte Hinterlassenschaft zwischen euch aufzuteilen, dann feststellt, dass alles, was er euch hinterlassen hat, die sämtlichen Werke von Gordon, Brenner, Marx und Lenin sind, das Buch der Hagana, das Buch der Jugendbewegung, das Palmach-Buch und – ach ja, auch noch diese humoristische Anekdotensammlung vom Palmach und die Gedichte von Schlonsky, Alterman und Alexander Penn und vielleicht auch die Kiste mit den Heften, den Gedichten und dem Buch, die er seit Jahren schreibt und unterm Bett aufbewahrt, und die Mauser-Luger-Pistole, die in dem gefütterten Lederhalfter an einem Nagel an der Wand neben seinem alten Eisenbett hängt, aber das Haus und das Grundstück, das privatisiert und auf seinen Namen eingetragen worden ist, sein Anteil am Betrieb, der Hunderte Millio-

nen wert ist, und die Dividenden, die er auf irgendeinem Konto, weiß der Teufel, auf welcher Bank gebunkert hat, da werdet ihr euch anschauen, du und deine Geschwister, da werdet ihr sehen, wie jeder von euch nur noch seinen eigenen Arsch anschaut, und dann könnt ihr endlich mit den gegenseitigen Vorwürfen daherkommen und euch selber zerfleischen, weil keiner von euch, als der Mann noch am Leben war und man mit ihm hätte reden können, den Mut hatte, sich die zwei anderen Brüder und eure ausgeflippte Schwester zu schnappen, zu ihm zu gehen und zu sagen: Papa, wir sind deine Kinder, wir kamen aus dem Kibbuz, der einmal deiner war, deiner und nicht unserer, ausgestattet mit zwei Händen und zehn Fingern, mehr hast du uns nicht mitgegeben, um das Leben zu bewältigen, also bitten wir, deine Kinder, dich jetzt, dass du dich mit uns hinsetzt und ein anständiges Testament schreibst, in dem du alles, was du eines Tages – mit hundertzwanzig oder drüber – hinterlassen wirst, gleichberechtigt zwischen uns aufteilst. So hättet ihr handeln müssen, und das hättest du tun müssen, wenn du den Mut dazu hättest, wenigstens für deine Tochter, die jetzt ins Leben aufricht, aber du bist nicht mal in der Lage, ihr ein kleines Apartment zu stiften, ganz zu schweigen von einer Zweizimmerwohnung und anderen Sachen wie vielleicht ein Universitätsstudium, das den Namen verdient, in den Vereinigten Staaten, damit sie einen Abschluss bekommt, der ihr Arbeit, Lebensunterhalt und ein würdiges Dasein sichert. Denn von deinem Gehalt und den paar Groschen, die ich verdiene, schaffen wir es nicht mal, einen Schekel zu sparen. Man denkt immer, dass wir Millionäre sind, aber in Wahrheit können wir ihr bei der permanent wuchernden Teuerungsrate nicht einmal eine Wohnungsmiete finanzieren, und sie wird gezwungen sein, als Bedienung zu arbeiten oder irgendeinen anderen Notnageljob anzunehmen, um sich selber eine Wohngemeinschaft zusammen mit zwei, drei anderen zu finanzieren.

Nur dass man bei euch in der Familie über solche Dinge natürlich nicht spricht, weil es bei euch ja unfein ist, von Geld zu reden und über reale Bedürfnisse echter Menschen, und wenn ihr euch trifft, du und deine Verwandtschaft, bei der Hochzeit von einem der Söhne oder Töchter, könnt ihr bloß Späße machen, Witze reißen oder mit Duvesch, dem Esel, streiten, der sich zur Religion bekehrt hat, abgefallen ist, sich noch mal bekehrt hat und jetzt wie ein rüdiger Steppenwolf mit seiner verrückten Frau und seiner Thailänderin in Chazrot-Eitam, dieser pseudobiblichen Pampasiedlung, im Jordantal verrottet. Deshalb braucht es dich nicht zu wundern, falls sich herausstellen sollte, dass euer Vater alles dieser deutschen Freiwilligen hinterlassen hat, wie hieß sie doch gleich, Frieke oder Elfriede, die mit ihm in der Imkerei gearbeitet hat, und man muss schon so stockblind sein wie du, um nicht zu sehen, dass sie bei ihm nicht nur Honig geleckt hat, und er ist ja nicht umsonst zu ihr nach Weimar gefahren, um quasi ihre Methoden der Bienenzucht zu studieren. Nu, also wirklich, ein Mensch an die achtzig, oder wie alt er damals genau war, fährt plötzlich für zwei Monate nach Deutschland, um von einer Frau Doktor mit Anfang vierzig Methoden zur Bienenzucht zu lernen, wobei er weiß, dass der Kibbuz die Imkerei am liebsten ruckzuck auflösen will, um die Hügel, auf denen er Wildpflanzen mit jahreszeitlich wechselnder Blütenfolge kultiviert, am Immobilienmarkt zu verscherbeln?! Also er, der ihr und der ganzen Fakultät dort Bienenzucht und Kultivierung ganzjähriger Blütenfolge beibringen könnte, er muss da hinfahren, um sich bei ihr in der Honigerzeugung fortzubilden?! Echt überzeugend! Kurz gesagt, wundere dich bloß nicht, wenn ihr entdeckt, dass er dieser netten Deutschen seinen gesamten Besitz und das ganze Vermögen vererbt hat, das er aus seinem Anteil am Kibbuzbetrieb gekriegt hat.

Das Zirpen eines Telefons unterbrach die Flut der Wörter,

die ihrem beredten Schweigen entströmten und in seinem Gehirn durcheinanderwirbelten. Noga stürzte sich auf das drahtlose Telefon auf dem niedrigen Tisch vor dem Fernsehsessel, in dem er lag, mit schmerzdem Rücken und einem seltsamen, nicht bestimmbar Schmerz, der in seiner linken Knöchelgegend nagte. Sie warf einen Blick auf das Display und reichte ihm das Telefon, wobei sie verächtlich aus dem Mundwinkel fallen ließ: »Dein Bruder.«

»Duvesch?«, fragte er, während er das summende Gerät lustlos aus ihrer Hand entgegennahm.

»Gaby«, zischte sie.

»Hi, Gaby«, seine Stimme belebte sich, »was gibt's? ... Hmm ... Hmmm ... Ähm ... Ähmmm! ... Was du nicht sagst! ... Ich höre, ich höre! ... Wunderbar, wunderbar! ... Hast du ihm gratuliert? ... Ach? Wirklich? ... Ja, ich weiß ... Nein, das wusste ich nicht. Ja, ja! ... Unbedingt! ... Sicher! ... Nein, keine Ahnung ... Kann sein ... Kann auch gut sein ... Gut, rede du mit ihnen. Hast du schon. Gut. Du hast die Aufgaben verteilt. Hundertprozentig. Ich weiß. Ich werde sehen, was ich machen kann ... klar, aber klar. Wir bleiben in Kontakt. Bye.«

»Was ist passiert?«, erkundigte sich Noga.

»Vaters Kibbutz hat einen Börsengewinn von sechshundert Millionen Euro mit der europäischen Betriebsfiliale gemacht.«

»Wie viel kriegt dein Vater davon?«

»Etwa um eine halbe Million, im ersten Schritt.«

»Schekel?«

»Euro.«

»Das ist alles?«

»Reicht dir das nicht?«

»Er hat mit ihm geredet?«

»Nein, Vater ist nicht zu Hause.«

»Er ist wieder verschwunden.«

»Ja. Anscheinend. Er weiß es nicht.«

»Mit wem hat er dann geredet?«
»Mit Libby.«
»Wann?«
»Gerade eben.«
»Also ist sie noch dort.«
»Ja. Ich fahr mal los.«
»Wohin?«
»Vater suchen.«
»Ruf Duvesch an. Vielleicht ist er ins Jordantal runter wie beim letzten Mal.«
»Gaby hat schon mit Duvesch gesprochen. Er ist dort vorbeigekommen. Aber er ist nicht mehr bei ihm.«
»Du fährst jetzt nicht und suchst ihn in den besetzten Gebieten!«
»Nein, das erledigt Duvesch mit seinem Araber.«
»Wohin fährst du dann?«
»Es gibt ein paar Möglichkeiten«, speiste er sie ab.
»Wenn es dein Bruder zu dir sagt – dann fährst du«, warf sie ihm vor.
»Er macht sich auch auf den Weg. Alle fahren ihn suchen.«
»Klar«, höhnte sie. »Jetzt ist er noch zwei Millionen Scheckel mehr wert.«
»Zwei und ein bisschen«, korrigierte er.
»Wenn wir im Kibbuz geblieben wären, dann wären wir heute reich.«
»Hätten wir, wären wir! ... Du warst nicht gerade versessen drauf, im Kibbuz zu bleiben.«
»Ich komme aus der Stadt. Du bist dort geboren und aufgewachsen.«
»Also bin ich wieder schuld.«
»Ich gebe dir keine Schuld. Du konntest es einfach nicht mit ihm aufnehmen«, stellte sie fest.
»Da war ich nicht der Einzige.«

»Aber das Ende ist schön. Alle seid ihr vor ihm geflüchtet.
Und jetzt sucht ihr ihn alle.« Sie grinste.

»Ein Vater ist ein Vater«, ließ er fallen.

»Und Geld ist Geld«, schoss sie zurück.

Er schluckte den giftigen Stachel. Gleich würde er draußen sein. Im Auto. In der Nacht. Allein.

3. DAS TAGEBUCH DER URGROSSMUTTER

Kuschan. Das undefinierbare Wort sagte ihr absolut nichts. Sie griff nach ihrem Mobiltelefon, um in Google nach der Bedeutung zu suchen, doch es hatte sich abgeschaltet und ließ sich nicht mehr aktivieren. Das Display war zu einem opaken schwarzen Spiegel geworden. Sie drückte lange auf den Ein- und Ausschaltknopf. Ein haarfeiner roter Streifen flackerte am unteren Displayrand auf, und eine hauchdünn skizzierte Schnur trat in Erscheinung, die in einem Steckersymbol endete. Der Akku war leer – das Telefonat mit ihrer Mutter und die E-Mail an Adib hatten ihm den Rest gegeben. Das Ladegerät, sagte sie sich, wo ist das Ladegerät? Sie versuchte, sich vor Augen zu führen, was sie alles getan hatte, bevor sie die Basis verließ, doch es gelang ihr nicht, sich zu erinnern, was sie damit angestellt hatte.

Abgeschnitten! ... Du bist abgeschnitten! ... Ihr entfuhr ein überraschtes Lachen, als sie die Formulierung veränderte: Nicht du bist abgeschnitten – die Welt ist abgeschnitten.

Sie ließ ihren Blick durch das spartanisch eingerichtete Zimmer von Großvater Dave gleiten. Ein schlichtes Eisenbett mit einer Überdecke aus grobem Baumwollstoff, senffarben, die bis auf halbe Höhe der schwarzen Eisenbeine herunterhing. Am Kopfende ein Bücherschrank aus Kiefernholz. Gesammelte Werke von Brenner. Von Gordon. Herzl. Buber. Schlonsky. Altermann. Das Buch der Hagana. Das Palmach-Buch. Die Werke Schalom Aleichems neben Freud in sechs Bänden. Das zweibändige Kapital von Marx. Lenins Schriften neben Bestimmungsbüchern von Kriechtieren und Vögeln, drei zur einheimischen Flora, die Werke von Jakob Johann von Uexküll über

Verhaltensforschung bei Tieren, Biosemiotik und Umweltforschung und ein ganzes Fach mit Ausgaben der amerikanischen *Quarterly Review Animal Behaviour*. Das müsste noch von Großmutter Dina stammen, sagte sich Libby.

Und ein Telefon. Ein uralter Telefonapparat mit Wählscheibe. Aus Bakelit. Mit einem Hörer mit Sprech- und Hörmuschel auf einer Gabel. Ein solches Museumsstück hatte sie noch nie benutzt.

Probier's aus, ruf an, spornte sie sich an.

Aber wen?

Neben dem Telefon lag ein schwarzes, abgegriffenes Adressbüchlein. Auf dem Einband stand in goldenen Lettern *Home and Abroad*. Großmutter Dina hatte es wohl auf einer ihrer Reisen nach Europa oder in die Vereinigten Staaten zu Kongressen der Biosemiotik und Umweltforschung erstanden, als dieses Gebiet noch in den Kinderschuhen steckte. Sie schlug das Büchlein aufs Geratewohl auf, und ihr Blick fiel auf den Namen Gaby Ben-Chaim. Sie wählte die danebenstehende Nummer.

»Hallo?«, drang eine tiefe männliche Stimme aus der Muschel des schweren Hörers.

»Gaby?«

»Mit wem spreche ich?«

»Ich bin's«, sagte sie, »Libby.«

»Ach so! Libby!«, rief er erfreut. »Was für eine Überraschung! Was gibt's Neues bei dir?«

»Ich bin in Entlassungsurlaub«, erwiderte sie, »und ich wollte dich etwas fragen. Was heißt Kuschan?«

»Wie bitte?!«, fragte er verdutzt. »Was ist los? Kaufst du ein Grundstück?«

»Nein«, sie musste kurz lachen. »Ich lese hier das Tagebuch von Großpapas Mutter und ...«

»Hab ich nicht verstanden«, unterbrach er sie. »Was liest du da?«

»Ein Tagebuch, das deine Großmutter geschrieben hat, Eva, die Mutter von Großvater Dave.«

»Wo hast du denn das gefunden?«, fragte er verwundert.

»Es lag offen auf dem Tisch, als ich reinkam.«

»Bei euch zu Hause?«

»Nein, ich bin bei Großvater. Was ist ein Kuschan?«

»Hat es dir Großvater nicht erklärt?«

»Er ist nicht zu Hause.«

»Er wird sicher gleich kommen.«

»Nein, er ist nicht im Kibbuz«, entgegnete Libby.

»Und wo ist er?«

»Ich weiß nicht. Weggefahren.«

»Und wohin?«, erkundigte sich Gaby.

»Keiner hier weiß es. Ist auf seine Harley-Davidson gestiegen und losgefahren.«

»Und wann ist er gefahren?«

»Ich weiß nicht, als ich am Mittag gekommen bin, war er schon weg.«

»Wie bist du bei ihm reingekommen?«

»Die Tür war offen.«

»Hast du's bei den Nachbarn probiert? Vielleicht hat er zu irgendwem was gesagt.«

»Man kann hier mit überhaupt niemandem reden«, unterbrach ihn Libby.

»Was heißt das?«

»Frag nicht. Generalhysterie.« Libby lachte.

»Wieso – was ist denn los?«

»Alle sind bloß mit dem Thema beschäftigt, was sie mit dem Geld anstellen sollen.«

»Welches Geld?«

»Der Kibbuz hat an der Börse einen Exit von einer guten halben Milliarde Euro gemacht.«

»Was?!« Gaby schluckte hörbar.

»Hast du mal versucht, mit Leuten zu reden, die über Nacht Millionäre geworden sind?«

»Ich treffe täglich auf Kreaturen aus dieser geschlossenen Abteilung.«

»Alle rasen hier rum wie die Vergifteten: Was machen wir mit dem Geld? Was machen wir damit? Hedge-Fonds? Auslandsimmobilien? Maschinenpark? Frag bloß nicht!«

»Ich kenne die Krankheit«, seufzte Gaby. »Aber wo bist du auf Kuschan gestoßen im Tagebuch von Großmutter Eva?«

»Hier, sie schreibt: ›Heute bin ich zur Gruppe gestoßen. Ich habe das Kuschan auf den Boden gelegt, das mir Papa für meine Einwanderung ins Land Israel zum Geschenk gemacht hat. Ich legte das Kuschan auf den Boden, wir fassten uns alle an den Händen, tanzten darum herum und sangen: Das Kuschan gehört nicht mir, das Kuschan gehört uns allen. Es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens.««

»Steht da ein Datum?«, fragte Gaby.

»Datum ...? Ja. Der 24. August 1924.«

»Ein Kuschan ist die offiziell im Grundbuch eingetragene Urkunde über ein Grundstückseigentum«, erklärte Libbys Onkel. »Steht da nicht, wie viele Dunam das Kuschan hat und wo das Stück Land, die Parzelle, liegt?«

»Nein ...«, sagte Libby zögernd. »Oder Moment mal ... Hier steht was ... doch. Tausend Dunam.«

»Tausend Dunam?!«, rief Gaby entgeistert. »Das sind ja hundert Hektar! Wirklich tausend Dunam ...?!«

»Ja«, bestätigte sie, »so steht das hier. Am Rand. In einer anderen Handschrift und mit Bleistift: ›Die Übertragung des Grundeigentums an die Gruppe ermöglichte die Niederlassung auf dem Land und die Gründung des Kibbuz zwei Jahre vor meiner Geburt ...««

»Das ist eine Anmerkung von Papa!«, stellte Gaby fest.

»Von Großvater Dave? Bist du sicher?«

»Fast«, schränkte er vorsichtig ein. »Mein Vater war das erste Kind, das im Kibbuz geboren wurde, zwei oder drei Jahre nachdem sie sich auf dem Land dort angesiedelt haben.«

»Hat er dir nichts von dieser ganzen Geschichte erzählt?«, fragte Libby erstaunt.

»Nein, weder er noch meine Mutter, weder mein Großvater noch meine Großmutter.«

»Das kann doch nicht wahr sein!«, rief sie erstaunt aus. »Sie haben euch nie erzählt, dass eure Großmutter dem Kibbuz tausend Dunam Land gestiftet hat?«

»Sie waren groß im Schweigen«, setzte ihr Onkel zu einem seiner Monologe an. »Menschen, die handelten – und schwiegen. Sie brüsteten sich nicht mit ihren Taten, sie redeten nicht über Gefühle, schütteten nicht ihr Herz aus. Kein Jubelgeschrei bei freudigen Anlässen, kein Heulen und Wehklagen, wenn sie ein Unglück ereilte. Als Jotam bei der Schlacht am Hermon fiel, standen sie bei der Beerdigung, über vierhundert Kibbuzmitglieder, alle um das offene Grab herum und schwiegen. Eine halbe Stunde standen sie da und schwiegen, niemand gab ein Wort von sich. Kein Kaddisch, kein An-den-Allerbarmenden-Gebrabbel. Ein grauenhaftes Schweigen, das viel stärker und erschütternder war als die ganzen Tränen, Gebete und Schluchzer, wie sie heute bei Begräbnissen von Soldaten, die bei kriegerischen Aktionen gefallen sind, vor den Fernsehkameras üblich sind. Eine halbe Stunde, wie eine Ewigkeit, standen sie da in einer Totenstille, die man mit dem Messer hätte schneiden können, und keiner plapperte diesen abgedroschenen Quatsch – wie bezaubernd und lustig er doch war, was für ein wunderbarer Sohn, geliebter Bruder und hinreißender Geliebter –, und in dem zentnerschweren Schweigen erwuchs Jotams Präsenz von Augenblick zu Augenblick stärker, ohne dass ein einziges Wort über ihn geäußert wurde, er erhob sich und stand dort

in seiner Uniform mit seinem Kampfgürtel, ein regloser Riese wie ein Berg, bis es nicht mehr auszuhalten war und sich Leibusch und Mitka, seine Eltern, abwandten und das Grab verließen, worauf sich alle umdrehten und ihnen zurück zur Siedlung folgten. Ja, solche Menschen waren sie, lebten zusammen, arbeiteten zusammen, schwiegen gemeinsam und fühlten gemeinsam – ohne müßige Worte über irgendetwas zu verschwenden.«

»Das ist genau, was sie in ihrem Tagebuch schreibt«, sagte Libby.

»Was schreibt sie da?«, fragte er neugierig.

»Sie schreibt: ›Ich zitiere aus der Erinnerung ...‹«

»Nein«, bat er, »nicht aus der Erinnerung, lies mir vor, was sie, Großmutter Eva, schreibt.«

»Das lese ich dir ja vor. Sie selber schreibt, dass sie das aus ihrer Erinnerung zitiert.«

»Verstehe. Entschuldige die Unterbrechung. Also, was schreibt sie?«

»Es ist ziemlich lang«, warnte ihn Libby.

»Ich hab's nicht eilig«, erwiderte er.

»Du ...?!«

»Ich bin befreit.«

»Von was?«

»Aus der Sklaverei. Ich. Bin. Frei.« Fast buchstabierte er.

»Wie das?«

»Lange Geschichte.«

»Ich bin im Entlassungsurlaub.«

»Ich erzähl's dir bei Gelegenheit.«

»Mit zwei Worten?« bat Libby.

»Ich bin aus dem Projekt geflogen.«

»*Wallah?!*«

»*Wallah*. Ich habe alle Zeit der Welt. Lies mir bitte vor, was Großmutter Eva geschrieben hat.«

Libby strengte ihre Augen an, um die winzige Handschrift zu entziffern, und las die Worte laut in den schwarzen Bakenlithörer:

»Ich zitiere aus der Erinnerung: Alle Menschen, welche auch immer, so wie sie da sind, tragen Schuld an dem schrecklichen Zustand der Welt. Es gibt welche, die mehr, und welche, die weniger Schuld haben, doch wir alle haben teil an der Schuld, manche durch Taten und manche durch Untätigkeit, manche wissentlich und manche unwissentlich. Daher hängt auch die Verbesserung der Welt von jedem einzelnen Menschen ab. Doch während die meisten Menschen die Zerstörung unwissentlich anrichten, aus Aberglauben und Vorurteilen, aus der Erbärmlichkeit ihres Lebens heraus und der Verkrümmung ihres Verstands, aus Herzlosigkeit und Verkrüppelung ihrer Seele und Gefühle, kann das Werk der Verbesserung nur im Bewusstsein der Zerstörung getan werden, nur durch das Studieren der Wirklichkeit und aus einem ganz und gar auf Verbesserung gerichteten Willen heraus. Dieses bedeutet, dass eine Verbesserung der Welt nicht ohne eine Besserung des Menschen kommen wird. Heutzutage sehen sich die Menschen alle als benachteiligt an, jeder begehrt das Teil seines Nächsten, ein Mann hegt bitteren Neid auf seinen Bruder, eine Frau auf ihre Schwester, und jeder will nur noch und noch und noch. Noch mehr Geld, noch mehr Besitz, noch mehr Vergnügungen, noch mehr Völlerei, noch mehr Macht, und sie sind willens, einer den anderen und sich gegenseitig zu vernichten, nur um zu rauben und zu stehlen und den Teil des Nächsten an sich zu bringen und ein Volk das Land seines Nachbarn. In schweren Stunden nagenden Zweifels frage ich mich, ob die Besserung des Menschen überhaupt noch in den Grenzen des Möglichen liegt, denn ohne eine Besserung des Menschen wird es keine Besserung der Gesellschaft geben und ohne eine solche keine Besserung der Völker und damit keine Verbesserung

der Welt.« – Hallo, Gaby? Bist du noch in der Leitung?«, unterbrach sich Libby. »Hörst du mich noch?«

»Ja, ja, doch, ich höre«, kam es aufgeschreckt vom anderen Ende der Leitung. »Das ist schlicht verblüffend. Was für Gedanken sie hatte. Wirft tausend Dunam Land weg und fragt sich, ob der Mensch zu bessern sei!«

»Soll ich weiterlesen, oder ...?«, fragte sie.

»Lies weiter! Aber sicher!«, bat er und bemerkte: »Du hast so eine warme, weiche Stimme. Es nimmt mich nicht Wunder, dass sie hartgesottene Häftlinge schmelzen ließ und die Fesseln ihrer Zunge löste.«

»Du redest ja biblisch«, lachte sie.

»Großmutterns Stil hat auf mich abgefärbt«, entschuldigte er sich. »Bitte, lies weiter.«

Libby kehrte zu den eng gedrängten Zeilen des Tagebuchs zurück, konzentrierte ihren Blick auf die filigranen Buchstaben der Wörter, die sich dicht an dicht, fast abstandslos aneinanderreihen, und las leise ins Telefon: »Der Mensch unserer Generation ist sich selbst überlassen. Die Gesellschaft ist zerrüttet, bösartig und egoistisch. Sie schafft monströsen Reichtum für wenige und schändliche Armut unter den Massen, was in beiden Fällen Unglück erzeugt. Die Teuerung verschlimmert sich wuchernd, in den Dörfern herrscht Armut, die Menschen verlassen ihre dörfliche Gemeinschaft und strömen in die Stadt, und in der Stadt lauert die Einsamkeit auf sie. Ich weiß um diese Dinge aus meinem Elternhaus. Mein Vater importiert Mastfutter für Rinder und Gänse in osteuropäische Länder, er handelt auch mit Düngemitteln, hat Handelshäuser in Wien, Budapest, Bukarest, Krakau und Straßburg. Doch trotz seines großen Reichtums, oder vielleicht gerade deswegen, ist er ein einsamer Mensch, isoliert mit seinem Geld, und je mehr sein Vermögen anwuchs, desto mehr entfernte er sich von seinen Freunden, die reich geworden sind wie er, und auch sie rückten

immer mehr von ihm und voneinander ab. Menschen, die von Jugend auf Freunde waren, sind zu einsamen Wölfen geworden, und in den Außenvierteln der Großstadt, in der ich aufwuchs, eingebettet in die abgeschottete Einsamkeit einer wohlbehüteten Tochter reicher Leute, breitet sich bitterliche Armut aus, ein Abgrund klafft zwischen den Welten, die jede in ihrer Einsamkeit dahinwest. Mein Vater, der große Herr, dessen ganze Sicherheit sich nur auf sein Vermögen stützte, stürzte sich jeden Morgen voll Nervosität auf die Zeitung, und die Brillengläser zitterten auf seiner Nase, wenn er die Zahlenreihen überflog, um sich zu vergewissern, wie der gestrige Aktienhandelstag an der Wiener Börse abgeschlossen hatte, und jeden Tag bangte er aufs Neue, die Aktien könnten zusammenbrechen, sein Vermögen sich in Luft auflösen, seine gesamte komfortable Existenz und Sicherheit in Rauch aufgehen und er über Nacht bankrott sein, ein mittelloser armer Tropf werden, wie es Mutters Vetter, Grischa Poznansky, geschehen ist, der zum Bettler wurde und sich mit den Zügeln seines Pferdes am Sattelhaken in dem Stall erhängte, der seines prachtvollen Reitpferdegespanns verlustig gegangen war, verkauft an einen Abdecker. Und was tat mein Vater? Weshalb half er Grischa nicht in seiner schweren Stunde? War es aus lauter Furcht, dass der Abgrund, der sich unter Poznanskys Füßen aufgetan hatte, auch ihn verschlingen würde, sein ganzes Geld darin verloren ginge, wenn er sich zur Rettung der zusammenbrechenden Geschäfte seines bankrotten Verwandten entschliesse? Zu der Zeit, in der das finanzielle Unglück Mutters Vetter heimsuchte, zog mein Vater eilends die Hälfte seines Vermögens aus der Wiener Börse ab und investierte in Immobilien, die er in Klagenfurt kaufte, und in seiner Panik, sein Vermögen festzumauern, erschien er in meinen Augen wie ein Mistkäfer, der die Kugel, die er gesammelt hat, in irgendein dunkles Eck rollt, um sie vor den Greifern der anderen Käfer zu schützen – derjenigen, de-

ren Mistkugeln plötzlich zerbröckelten, dahinschmolzen und sich in das zurückverwandelten, was sie ursprünglich waren: ein spärlicher Fäkalienbrei, der vom Staub, dem er entnommen, aufgesogen ward und sich wieder darin verlor. Was also obliegt mir zu tun? Zu warten, bis die Seele des Menschen sich über die Stufe eines Mistkäfers erheben wird, der die zusammengescharfte Mistkugel umklammert und sie in ein Versteck in einem Tresor im Keller einer anonymen Bank rollt? Oder sollte es mir auferlegt sein, nachdem ich die Missetaten meines Vaters aus der Nähe mit ansah – und vor allem seine schreckliche Untat, an deren Geschehen ich Schuld trage –, mich aus der einsamkeitskranken Welt meines Vaters zu verabschieden und mein Leben der Gründung einer Gesellschaft von Menschen zu widmen, die keine Mistkäfer, ein jeder abgeschottet mit seiner eigenen Mistkugel, mehr sein werden, eine Gesellschaft, in der jeder Mensch die Früchte seiner Arbeit mit seinen Gefährten teilen wird, seien es die Früchte seiner Hände Arbeit, seiner Geistesarbeit oder seines Wissens? Denn es ist doch nicht möglich, dass der Daseinszweck des Menschen, der im Ebenbild Gottes erschaffen wurde, ist, ein Mistkäfer zu sein! Die Gesellschaft von Gleichheit und Brüderlichkeit, die wir schaffen werden, wird gewiss nur einer kleinen Minderheit vorbehalten sein, doch ihr Zweck ist es, das wenige zu retten, was vom göttlichen Funken im Ebenbild des Menschen noch zu retten ist, und der Menschheit ein Beispiel von einer Gesellschaft nach dem Ebenbild Gottes aufzuzeigen. Und wenn Gott einzig ist, dann sind doch alle Menschen, die nach seinem Ebenbild erschaffen wurden, einander von der Natur ihrer Schöpfung her gleich. Daher wird es in jener Gesellschaft keine Trennwände zwischen Mensch und Mensch geben, und die Herkunft eines Menschen, seine Sprache, sein Geschlecht und seine Hautfarbe werden ihm keinerlei Vorteil über jedweden anderen Menschen erbringen und nichts von seinen Rechten schmälern,

nicht wie bei jener schrecklichen Untat, die mein Vater verübte und an deren Geschehen ich Schuld trage.«

»Was für eine schreckliche Tat hat mein Urgroßvater denn verbrochen?«, wollte Onkel Gaby wissen.

»Ich weiß es nicht«, sagte Libby.

»Wenn du etwas in dem Tagebuch entdeckst, erzähl's mir.«

»Falls deine Großmutter nichts dagegen hat.«

»Bleibst du noch lang dort?«

»Ich habe Entlassungsurlaub«, erwiderte sie knapp, ohne weiter darauf einzugehen.

»Auf alle Fälle, wenn mein Vater zurückkommt, sag mir Bescheid.«

»Mach ich hundertprozentig, wenn er zurückkommt und ich noch da bin.«

Sie legte den Hörer auf die Gabel, die ihn mit den vier Bakelitärmchen aufnahm, und als das schwere Teil auf dem Kontaktunterbrecher landete, war ein hartes Klicken zu hören, ein entschiedener scharfer Ton, den kein Plastik hervorbringen konnte. Einen Moment dachte sie über die Beschaffenheit dieses schwarzen Materials nach, das bei genauerem Hinsehen graue Schattierungen aufwies, und die Verhörungsspezialistin in ihr fragte sich, welche Gespräche in der Vergangenheit wohl durch diesen Hörer gewandert waren, der ihr jetzt ebenso undurchdringlich dicht, hart und stark erschien wie das geheimnisvolle Material, das aus der Welt entschwunden war. Was für ein Material bist du?, versuchte sie, das stumme Telefon zum Reden zu bringen. Ein Mineral? Sie betrachtete die gewölbten Rundungen, die sich aus dem breiten, rechteckigen Basiskörper zur schmalen Hörengabel hinauf erhoben, fuhr mit einem Finger über die scharfe Ekkante zwischen Vorderseite und konkaven Seitenflächen des Geräts, spürte die glatte Undurchlässigkeit, ließ das geheime Material durch ihre sensiblen Fingerkuppen sprechen.

»Und da sitzt du jetzt«, wandte sich die Verhörer-spezialistin mit ihrer inneren Stimme an sie selbst, »du – die Urenkelin von Omama Eva, die Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auf die Welt kam – du, Libby, gegen Ende dieses Jahrhunderts zur Welt gekommen, in dem die 36 500 Lebenstage Urgroßmutter Evas vorübergingen, die zu Beginn ihres Tagebuchs schreibt: ›Meine gesamte Jugendzeit war ein Aufbegehren.‹ Was würdest du am Anfang des ersten Kapitels deines noch ungeschriebenen Tagebuchs über dich sagen können?«

Sie griff nach ihrem Mobiltelefon, um den Eröffnungssatz aufzunehmen, doch als das Gerät nicht auf den Druck ihres Daumens reagierte, fiel ihr wieder ein, dass der Akku leer war. Sie legte den verstummten Intelligenzgolem auf den Tisch zurück, nahm sich einen gelben, sehr spitzen Bleistift und suchte nach einem Stück Papier, um sich den Satz aufzuschreiben. Ihre Hand fuhr automatisch in die Hosentasche, beförderte einen zusammengedrückten Zettel heraus, und mit einem Schlag fiel ihr der »Cousin« aus Coventry aus der Sippe der Mlihat ein, dessen Großmutter, laut seinen Worten, 1949 aus »Tel Chalif, heute Kibbuz Lahav«, vertrieben worden war.

Ihre Finger entfalteten den Zettel, auf dessen Rückseite sie zwei rätselhaft Notizen las: »Tagebuch Arlozorov, 4. Oktober 1931; das Treffen am 8.4.33 im King David Hotel.« Darunter stand ein Satz in Englisch, dem man kein Geschlecht entnehmen konnte: »Wenn du willst – liegt das Schicksal deiner Kinder in deinen Händen.« Sie drehte den Zettel um und betrachtete wieder die E-Mail-Adresse ihres neuen Freundes, Adib Mlihat, der sie so neugierig gemacht und aus der Ruhe gebracht hatte. Ich muss zu den Nachbarn gehen und sie um ein Ladegerät für das Handy bitten, beauftragte sie sich selbst, während sie den gelben Bleistift anstarrte, der zwischen ihrem rechten Zeige- und Mittelfinger klemmte, auf der Daumenwurzel ruhend, und sie entsann sich, dass sie einen Satz aufschreiben wollte, der in

ihrem Gehirn flackerte. Was war der Satz? Die Verhörungsspezialistin flüsterte ihr zu: »Geburtsjahr?«

Ja, nun fiel es ihr wieder ein, und sie schrieb schnell auf den unteren Rand des Zettels: 1995.

Was hat sich seit dem Jahr 1995 geändert?, fragte die Verhörungsspezialistin.

Und Libby gab sich die Antwort: Nichts hat sich seitdem geändert. Seit einundzwanzig Jahren bist du auf der Welt – und nichts hat sich verändert. Einundzwanzig Jahre hast du bis zu diesem Jahr verschlafen. Einundzwanzig sinnlose Jahre. Jahre einer verlorenen, zu Staub gewordenen Jugend. Eine Verhörungsspezialistin für Terroristen, denen du die Fesseln ihrer Zunge gelöst hast, auf dass sie vom Tod künde. Tod. Tod und nochmals Tod.

Mit einem Schlag flammte der nackte, knabenhafte Körper Neris vor ihren Augen auf, dessen Lebenslicht in einem Tunnel in Gaza erloschen war. Tränen traten ihr in die Augen, und als die Verhörungsspezialistin sie fragte, warum sie weinte, flüsterte sie: Neri, Neri, mein Körper erinnert sich an deinen Körper. Neri, Neri, ich konnte dir nicht mehr geben, als ich dir gegeben habe. Ich hoffe, dass die wunderbaren Stunden unserer Liebe dir die Momente deines Todeskampfes in der Dunkelheit des verfluchten Tunnels versüßt haben, als du zu einem Klumpen Kohle verbranntest.

4. EIN FEUERSTUHL IM JORDANTAL

Dave ließ das grüne Tal hinter sich und fuhr in den Schoß des gelben, unheilbrütenden Landes hinein. Die von Menschenhand ausradierte Grenze zeichnete sich wütend in der Natur ab. Violette stachelige Kugeldistelköpfe ragten aus dem trockenen Gestrüpp rechts des schwarzen Asphaltbands, das scharf in den Horizont schnitt, links neben der Straße raschelte das Schilfdickicht, in dem sich der Fluss verbarg, im heißen Wind. Die Reifen des Motorrads erzeugten ein kontinuierliches reibendes Knirschen, wenn sie auf dem erhitzten, klebrigen Asphalt auftrafen und sich schmatzend wieder lösten. Kriegsland, registrierte er, Schauplatz wilder Verfolgungsjagden, grausamer Zusammenstöße, die stets mit Leichen geendet hatten, von Kugelsalven zerrissen und Sprengstoffen zerfetzt, in die Höhlen geworfen. Und jetzt eine leere, schweigende Welt, so weit man sah.

Er schwenkte mit dem Motorrad auf einen Sandweg ein, der von der Straße nach rechts abzweigte. Die Maschine zog Wolken von Staub hinter sich her. In der Ferne zeichneten sich grau-rosa getönte Hügelkuppen ab, auf halber Strecke lief die Flanke eines niedrigen braunen Hügels aus, in der weiße Gebäude mit roten Ziegeldächern wie Implantate steckten. Die Sandstraße führte zu einer Gabelung. Er lenkte das Motorrad auf den schmaleren Zweig, der sich in einem Einschnitt zwischen zwei Hügeln verlor und auf einen Pfad zusammenschumpfte, bis er auf eine flache, verödete Wadirinne traf. Der Boden des Trockenflussbetts war mit weißen Steinen übersät, die die Regensturzfuten des letzten Winters mitgeschwemmt

hatten. Die starke Maschine schleuderte die Steine hinter sich in die Höhe. Einer dieser Kiesel, so stellte er sich vor, hatte die aussatzerfressene Stirnmitte des Riesen Goliat, des Philisters, durchschlagen. Akazien standen zu beiden Seiten der ausgetrockneten Rinne. Der Mann auf dem Motorrad stimmte eine Art Gesang an. »Akazienbäume stehen, Akazienbäume stehen, la, la, laaahhh«, rührte er in den heißen Wind, der ihn umfing, und der ganze Kibbuz bewegte sich im Kreis, jeder mit einer Hand auf der Schulter seines Nächsten, die nackten Füße stampften auf den abgeschliffenen Betonboden des alten Speiseraums, und aus den Kehlen trompetete es wie aus Schofarhörnern, »Akazienbäume stehen, Akazienbäume stehen, la, la, laaahhh«.

Eine Gazelle, die geschickt und vorsichtig zwischen den dornengespickten Zweigen an den Blättern einer Akazie leckte, hob für einen Moment den Kopf und beäugte den lauthals singenden Mann und sein knatterndes Gefährt, witterte, dass er keine bösen Absichten hegte, und widmete sich wieder dem Zweig. Auf der Spitze eines grauen Hügels, an dessen Flanken spärliches Gras spross, erhob sich ein einsamer, ausgebleichter Bau, aus dem eine schwarze Nadel mit einem schwarzen, rechteckigen Klotz auf etwa halber Höhe emporragte. Die schwarze Nadel zeichnete sich gegen den grauen Himmel wie die riesige Silhouette eines Gewehrs ab. Als sich der Blickwinkel unterm Fahren veränderte, wirkte sie wie eine himmelwärts gereckte Hand. Auch eine Faust war einmal eine offene Hand, hatte Jehuda Amichai gesagt, und diese schwarz geballte Hand, in den leeren Himmel ragend, war das Denkmal für die israelischen Kämpfer, die beim Schutz der Grenze zu Jordanien in diesem Landstrich gefallen waren. Wieder holten ihn die Tage und Nächte ein, als er die Kämpfer auf Verfolgungsjagden nach Partisanentrupps anführte, die in den Höhlen in den Hügelflanken Unterschlupf gefunden hatten. Eine andere Zeit in einer

anderen Welt. Wie viel Tod. Wie viele Tote. Traurig ist unser Leben voll der Gedanken an Tote, sagte er sich, frei abgewandelt nach Alterman. Eine Sandpiste kreuzte das öde Wadi, und er schwenkte aus der Rinne nach links. Zu beiden Seiten der Fahrspur breitete sich eine rötliche, in geriffelten Wellenkrusten erstarrte Lehmfläche aus, vorübergehendes Zeugnis der letzten Überschwemmung. Ein Land der Dürre, sagte er sich. »Ich nahm mich ja deiner an in der Wüste, im dürren Lande« – wer oder was nimmt sich seiner an? Niemand. Ein verworfener, sich selbst überlassener Mensch in einem verworfenen, verlassenen Land. Ein sicher verheißenes Land, er lachte schallend in den heißen Wind, der wütend sein Gesicht umzüngelte, eher ein abgesichertes Land, Land, Land, Land, streute seine Stimme in den Wind, der ihm ins Gesicht schlug, »das Land, in dem wir geboren wurden, das Land, in dem wir den Tod erleiden – wie Trauerweiden!«, wandelte die Worte des alten patriotischen Lieds ab, um sie der Wirklichkeit anzupassen.

Die rote Sandpiste schloss zu einer schmalen, verlassenen Straße auf. Er lenkte sein Motorrad auf die Fahrbahn, und in dem Moment, in dem die Räder den Asphalt berührten, setzte er mit der Maschine zu einem wilden Spurt an, raste die leere Straße entlang, vorbei an den Ruinen eines steinernen Gebäudes aus den Tagen Alexander Jannais, eines Königs aus Fleisch und Blut, viel Fleisch und viel Blut, der die Grenzen des Landes erweiterte, das Jordantal vereinnahmte, das Hulatal, Gaza und das Reich der Nabatäer, die Küstenstädte eroberte und viele der dort ansässigen Griechen zur Emigration veranlasste – und so erreichte er die Kreuzung, deren rechte Abzweigung zum Haus seines Sohnes führte.

Das eiserne Tor stand offen. Er verlangsamte und fuhr in den Hof des Anwesens hinein. Von weitem gewahrte er Ali, den arabischen Arbeiter, der mit einem weißen Huhn in der Hand aus dem Hühnerstall trat. Ali winkte ihm aus der Ent-

fernung zu, und er winkte zurück, während ihm der Gedanke durch den Kopf strich, dass dieser gestandene Mann, der seinen Weg als Knabe mit der Arbeit auf dem Hof seines Sohnes begonnen hatte, hier aufgewachsen und groß geworden war, sich eine Frau genommen, ein Zuhause in dem palästinensischen Dorf jenseits des Hügels errichtet und zwei Kinder gezeugt hatte, noch immer hier arbeitete. Er rollte am Lager vorbei und brachte das Motorrad neben Ali zum Stehen, der vor der braunen, verschlossenen Tür wartete. Das Dröhnen des Motors machte das Huhn nervös, und Ali redete ihm beruhigend zu: »Gib Ruhe, du dummes Huhn. Hast du's so eilig zu sterben? Sei doch froh, dass du noch nicht gleich geschlachtet wirst.«

Das Knattern der Harley-Davidson WLC 43, eines bejahrten Motorrads aus den Tagen von Pearl Harbor, hatte einen unverkennbaren Ton und verschluckte auch die sich beschleunigenden, keuchenden Atemzüge einer Frau, deren muskulöse braune Beine den Körper eines Mannes umschlangen, dort auf den Futtersäcken im Lager, und er hielt kurz vor dem Höhepunkt der kontinuierlichen Auf- und Abbewegungen, vor und zurück, inne.

»Was ist los?«, fragte die Frau in Englisch.

»Vater ist gekommen«, antwortete er und wollte sich von ihr lösen.

»Nein«, verlangte sie, während sie ihre Waden fester um sein Gesäß schloss und mit beiden Händen seine Hinterbacken niederdrückte, »jetzt nicht aufhören! Weitermachen!«

Ihre Lust trug den Sieg davon. Zum ersten Mal befreite ihn jemand von der autokratischen Herrschaft seines Vaters. Ein Gefühl machtrunkener Freiheit erfüllte ihn.

»Du bist ein Raubtier«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Wir sind beide Tiere«, erwiderte sie, »mach weiter, mein Liebster, weiter.«

Er hörte die kräftige Stimme seines Vaters, der, um den Motorlärm zu übertönen, sehr laut rief: »*Ahlan, Ali! Keif halak? Wie geht's dir?*«

»*Alhamdulillah, heute haben wir Zeit, Herr Dave!*«

»Wie geht es deiner hübschen Frau?«

»Das Leben wäre eine Wüste ohne sie«, erwiderte Ali.

»Das Leben ist eine Wüste, und eine gute, kluge Frau ist das Schiff der Wüste«, ergänzte Dave, während das Bild seiner toten Frau Dina vor seinem geistigen Auge von ihrer knabenhaften Gestalt überlagert wurde, über eine Pflanze in der jüdischen Wüste gebeugt, wo sie sich kennen- und lieben gelernt hatten.

»Und wenn die Frau das Wüstenschiff ist, verwandelt sie die Wüste in ein Meer«, scherzte Ali.

»Und alle Flüsse fließen ins Meer«, setzte Dave das Spiel der sinnigen Sprüche fort.

»*Wallah*«, grinste Ali, »das sagt mein Opa jeden Tag!«

»Wie steht es mit seiner Gesundheit?«, erkundigte sich Dave.

»In letzter Zeit – mehr Zwiebel als Honig«, bedauerte Ali.

»Ich muss wirklich bei ihm vorbeischaun, um Schalom zu sagen«, beschloss Dave.

»Er wird sich sehr freuen, dich zu sehen«, bestärkte ihn Ali. »In letzter Zeit hat er von dir geredet.«

»Ich hoffe, nur Gutes.«

»Er hat gesagt: Ich sehe Dave, ich sehe seinen Vater.«

»Dein Großvater kannte meinen Vater?«, fragte Dave verblüfft.

»Ich weiß nicht, vielleicht hat er ihn gekannt, oder vielleicht kommt es ihm auch nur so vor. Du weißt doch, wie das bei den Alten ist: Plötzlich vergessen sie alles, plötzlich erinnern sie sich an was, vielleicht meint er, dass jemand, den er gekannt hat, dein Vater war.«

